

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 170

Mittwoch, den 4. August

1920

Meerkatz.

Roman von
Fedor von Zobeltitz

„Wie ist's mit einem Warnier oder Chartreuse, Othelme?“
„Danke sehr. Ich habe vollauf genug.“
„Aber eine Zigarette nimmst du? Meinst du noch, wie ich dir immer Morris zugehummelt habe, ohne daß deine Mama etwas davon merkte.“
„Dafür quittierte ich immer mit Billebeux, ohne daß tante Te etwas davon merkte.“
„Ja,“ sagte er, „wir waren ein paar Stride.“
„Und waren beide noch jung.“
„Aber, Othelme, du siehst heute in der Blüte.“
„Das gebe ich dir zurück: du hast dich prachtvoll gehalten.“
„Komos, wie wir uns gegenseitig bemundert! Schade, daß tante Te nicht hier ist. Die würde jubeln über unsere neue Freundschaft.“
„Ich weiß noch eine, die glücklich darüber sein wird.“
„At!“
„Ja, Ati. Es war ihr sehnlichster Wunsch, daß wir uns auf freundschaftlichen Pfaden zurückfinden möchten.“
„Hat sie dir das gestanden?“
„Nein, als einmal. Und noch manches andre. Wir sind ja doch intime Freundinnen, Will! Sie hat sich mit mir auch ganz offenkundig über Brothufen ausgeprochen — und als ich spürte, daß sie mit Attern und Jagen an diese Ehe heranging, war ich, die ich ihr, durch tante Te eine Lösung des Verhältnisses herbeizuführen.“
„Selbst, wie sich da unsere Ansichten getroffen haben!“
„Bernunft und Gefühl sprechen gleich deutlich. Allerdings: Ati ist erst allmählich unter die ausgleichende Justiz ihres Verstandes gekommen. Aber dann sah sie auch die Unstimmigkeit einer Ehe ein, gegen die das eigene Gemissen rebelliert. Sie sagte mir schließlich, daß sie eine Heirat mit Brothufen genau so unmöglich dünkte wie eine Heirat mit dir, ihrem Vater. Denn auch in Brothufen sehe sie nur einen zweiten Vater. Und das ist eben ein Empfinden, an dem jede Hoffnung auf ein glückliches Eheleben scheitert. Ein Mann, den man wie einen Vater liebt, kann nicht der Geliebte amtes Herzens sein.“

„Freysing nicht. Er sah dabei starr auf den Teppich, und es schien ihm, als begannen sich dort die eingewebten Arabesken zu bewegen. Sie spöhen sich durcheinander und ineinander und bildeten mit ihren Verwicklungen das Farbenmeer einer magischen Laterne, wie Freysing es sich zuweilen künstlich vor das Auge zu zaubern pflegte, wenn er den Schlußplan bannen wollte. Und auch jetzt schülte er eine plötzliche Ermüdung des Gehirns, ein Nachlassen seiner Denkraft. Sein Bild wurde zwitternd, wie immer, wenn er gegen innere Berregungen anstämpfte; er nickte nochmals und lachte dann kurz auf. Aber das Lachen klang bleiern und unwillkürlich.“
„Ja, ja,“ sagte er, „hast schon recht. . . Aber daß sie mich da zum Zerleise heranzog.“
„Was denn?“ stiel Othelme fragend ein. „Kränkt dich das? Aber ich bitte dich, Will! . . . Ati vergöttert dich. Du sollst sehen, wie sie von dir spricht. Du erseht ihr den letzten Hieb. Und gerade diese Werbung, daß ihr eine Ehe mit Brothufen ungleich unbillig ersehe wie eine solche mit dir, deutet mich ungenügend charakteristisch für die Reinheit ihres Gefühls. Und deshalb habe ich auch mit aller Energie

für eine Lösung dieses Verhältnisses plädiert. Und, meine ich, tat recht daran. Das sagst du ja selbst.“
„Ja, ja,“ antwortete Freysing abermals, „— ganz recht. . .“ Er erhob sich und streifte seinen Röcker. . . „Es ist ja zweifellos. . . wenn man wie einen Vater liebt. . . natürlich, da hört die Begehrlichkeit auf. . . und sie ist nun mal. . .“ Er zog sein großes rosenrotes Taschentuch hervor und wischte sich über die Stirn. . . „Verflucht warm geworden — nicht wahr? Der Ungar hat's in sich. . . Ja, apropos, Theo finden. Wo dem haben die Wäherer glücklich den Hals zugeschnürt. . .“
Und nun begann er, die Worte vor sich her jagen, von Theo finden zu sprechen, und dann von der schwarzen Zette und seinen Strauchen und von den Fasanen und von dem Gefäß. Bis der alte Bungert erschien und melbete, das Automobil des Herrn Baron liege unter.
Da war Freysing wieder der Mann geworden; war wieder ruhig und lasse sich alles helles Lachen, und warf mit seinen gutmütigen Derbeiten umher. Er wollte die Seegerelben sehen und ihr ein Dankwort für das vortreffliche Souper sagen. Sie erklärten auch und besam ein Goldstück, und Bungert bekam auch ein Goldstück. Die beiden alten Leute machten Geschäfte, als ob sie die ewige Seligkeit in naher Aussicht hätten.

„Weinen Havelod, Bungert!“ rief Freysing. „Bungert, liegt denn alles im Auto, was ich eingekauft habe? — Othelme, du ahnst nicht, was tante Te für Besorgungen hat, wenn ich mal nach Jempelberg fahre! Ich habe Klammern erstanden und Bartzeug und Baumwolle und sogar Kammertstangen. Bei solchen Gelegenheiten bin ich immer ein Mädchen für alles. . . Na, nun los! Adie, Bungert. Grüßen Sie Ihren Justizrat, und es war' gut und billig gewesen. . .“

Zeit schaute er der Benwaggen die Chauffee hinab, und im weißen Lichte seiner elektrischen Laternen huldten die Pappeln vorüber, die den Weg einschäumten, und dahinter ein wechselländes Dunkel von Tausenderteil.
Es ging über Pappel und noch durch ein schlummerndes Dorf und durch ein Forsttor, und dann wurde Ober-Oltersdorf sichtbar.
„Sollen wir vorfahren?“ fragte Othelme schüchtern.
„Ja natürlich,“ antwortete Freysing; „werden uns gerade vor den Dienstboten genießen!“ . . . Er beugte sich aus dem Wagenfenster. . . „Vor die Schloßrampe, Chauffeur!“
Das Angewies hielt stillend. Hinter den Fenstern des Gartenpalms tauchten Lichter auf.

Freysing war aus dem Wagen gesprungen und bot Othelme die Hand. Er hielt sie fest.
„Also, liebes Kind,“ sagte er, „es bleibt bei der Verbindung.“
„Es bleibt dabei, Will. Wenn ich morgen nicht nach Berlin muß, schide ich meine Jäger zu dir. Schönen Dank für die Heimfahrt.“
„War mir der Freude. . .“ Er zog ihre Hand an seinen Mund. Zwei Dieger mit Windlaternen sprangen die Bedenatreppe herab.

Freysing stieg wieder ein.
„Nu nach Freysingshof!“ rief er.
Im Wagen änderte er sich zunächst eine Zigarette an und begann starr zu schauen. Das war lang eine Verhüllung für ihn; im Qualm seiner langen Holländer entwickelten sich die Gedanken. Aber heute blieben sie raitlos und bewegten sich, wie unter der Wirkung eines christlichen Zwanges, in ver wandtschaftlicher Wiederkehr. Es war immer dasselbe und

mit den Wälgen, ließ sie im Takte auf die Trommelfellen, die Knaben, — sie stellten die Östertoten dar — bestanden mit ihrem kurzen Stab einen ganzen Stab, erzeugte einen rasselnden, festam primitiv klingenden Ton. Wiescheid sang und stöberte der fließerleberne Stöberer, werte wie ein bhantastischer Luareocento-Bau. So durchs die Zeit das Feld, vor ihnen, Sand in Sand, die Mädchen und die blauen Männer. Diese gingen dann decimal vor- und rückwärts, darauf pflanzten die Mädchen hurtig und geistlich die ihnen von den blauen Begleitern gereichten Halmenbüschel.

Das Feld ist groß, es war eine mühsame Arbeit; seitens der Tempelpriester, die neben uns von einer kleinen Galeere zutaten, wurde Sate und Bohnenkuchen gereicht. Endlich war das letzte Stück bestellt. Alles versetzte sich hinten auf, in der Mitte der Wagen mit den kleinen Trommeln. Die Musikanten spielten und sangen ein Witzgebet zu den Östern. Es ist der orientalische Gesang, mit den fremdartigen Intervallen und Modulationen, mit den uns tierisch vorkommenden Naturlauten. Sie saubern den Einheimischen in eine ästhetische aufregende Stimmungswelt. Europa wird in nicht langer Zeit diese feierliche Kunst — das Wort ist gewiß berechtigt — zu ergründen und zu würdigen verstehen.

Dann traten die Östertoten in ihrer jugendlichen Schlantheit vor und verkündeten die Antwort des Himmels: Auch in diesem Jahre würde der Festtag allen zuteil werden, man solle guten Mutes sein. Sie sangen dies zu einer uralten Melodie, magden vorgelebten Gesellen, langsam, hymnische Bewegungen mit den großen Säulen, in denen sie etwas barockreich erschienen. Alle Musiker antworteten im Chor, das kleine Mädchen im Wagen wirkte mit ihren feinen Händen der Trommel.

Im Hintergrunde die weite, große Ebene, über Alt-Pamada behavete Berge zogen weiße Wolken und warfen burpurne Schatten. Auf die Reisfelder auf die große, kommende Ernte war der Segen erwinkt.

Ist der Geschmack zu verfeinern?

Wenn man sich vergegenwärtigt, bis zu welchem Grade der Tastsinn bei den Blinden und der Gehörsinn bei taubstummen Kindern vervollkommen sind, so muß man sich unwillkürlich fragen, ob eine solche Vervollkommenung nicht auch bei dem Geruchs- und Geschmackssinn zu erzielen ist. Georges Matisse beantwortet diese Frage durchaus bejahend und führt insbesondere über die Verfeinerung des Geschmackes das Folgende aus: „Man setze sich einmal eine Zunge im Mikroskop an. Sie stellt eine ganze Welt, eine Welt der Wunder dar. Sie zeigt Krater und Hügel. Man erblickt auch sonderbare Wesen, eine Art lebendiger Pflanzen, die ihre Blütenkelche öffnen und schließen, die weifen und ihre Fäden austreten und einziehen wie jene auf dem Grunde des Meeres lebenden Tiere, Anemonen oder Kolben. Daneben wuchern diese Champignonkulturen. Die Anatomien haben allen diesen Bildungen Namen gegeben. Die Krater, die auf dem Jungengrunde zwei zusammenkommende Arme des Jungs-V bilden, heißen „begehrmigen Papillen“. Die Anemonen sind die „blumenförmigen Papillen“, die Champignons die „pilzförmigen Papillen“. Allen diesen im Aussehen und nach ihrer Struktur verschiedenen Formen müssen auch verschiedene Empfindungsqualitäten zu eigen sein. Die begehrmigen Papillen des Jungs-V dienen vermutlich der Geschmackswertung des „Bitteren“. Wenn man nämlich bei einem Hunde die Geschmacksnerven des nervus glossopharyngeus, dessen Zweige in den Jungsdrüsen auslaufen, trennt, so kann man feststellen, daß das Tier gallbittere Stoffe, die es sonst nicht ahrüht, ohne jedes Widerstreben verschluckt. Sind am Ende nun auch die Geschmacksempfindungen für süß und salzig dementsprechend geschieden? Werden sie etwa durch das so sonderbar aussehende Blüten- oder pilzförmige Wärschen vermittelt? Die ersten spielen erwiesenermaßen eine geschmackvermittelnde Rolle. Und wenn man auch den letzten nur eine reine Empfindungsstärke zubilligen will, so fehlt doch der Beweis, daß diese Papillen daneben nicht auch als Geschmackserzeuger dienen.“

Denfalls ist der Analogie hier noch ein weiteres Feld geöffnet, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der komplizierte Geschmackapparat nicht einer Leistungssteigerung zugänglich ist, die in bezug auf Intensität wie Verfeinerung der Geschmacksempfindungen das Höchstmögliche erreicht ist. Freilich entfalten nicht alle Jungen die gleiche Zahl von Geschmackswärschen. Es gibt ver-

stümmerte Jungen so gut wie andere verformierte Organe. Aber das sind anormale Ausnahmefälle, die nicht als Regel gelten können. Dafür existieren wieder Menschen, deren Jungs so reich von der Natur bedacht sind wie die Augen und Ohren genialer Maler und Musiker. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß der Geschmack der normal begabten Menschen nicht einer Ausbildung fähig ist, die sie zum mindesten zur Höhe von geschmackvollen Dilettanten emporzuheben vermöchte.

Bunte Zeitung.

Die geheimnisvolle Urkraft. Die Erfindung des Perpetuum mobile, einer Maschine oder eines Dinges, das sich aus eigener Kraft bewegt, beschäftigt seit alterer die Köpfe. Wäre ein solcher Selbstbeweger, dessen Erfindbarkeit die Wissenschaft übrigens anzweifelt, zu erfinden, so würden die Grundlagen der Technik, der Wirtschaft, des gesamten Lebens überhaupt sich vollkommen neu gestalten. Solange das Problem der Perpetuum mobile indessen nicht gelöst ist, geht das Sinnen der Technik danach, wenigstens größtmögliche Kraft- und Stoffersparnis bei aller Bewegung zu erzielen. Das Ziel, eine außerordentliche Kraftersparnis zu gewinnen, behauptet nun ein Münchener Erfinder erreicht zu haben. Es handelt sich um eine Maschine, die unter Benützung einer Urkraft in Verbindung mit einem besonderen Mechanismus imstande ist, jedes beliebige Fahrzeug, groß oder klein, ohne Kohle oder sonst zur Bewegung nötige Betriebsstoffe anzutreiben und zu bewegen. Als Kraftersparnis ohne Betriebsstoff. Man denke: Nichts ist mehr nötig — keine Kohle, kein Benzin, keine Elektrizität mehr! Die Maschine, die so Wunderbares leisten soll, läßt sich in jedes Auto, jeden Straßenbahnwagen, jede Lokomotive usw. ohne hohe Kosten einbauen. Beim Auto fiele der schwere Motor weg, bei der Straßenbahn die Hochspannungsleitung, bei Eisenbahnen die Kohle. Jedes Fahrzeug führt seine eigene Kraftmaschine mit sich, die nach Anschaffung des Erfinders um ein Mehrfaches billiger als etwa ein Motor ist. Das ganze Fahrzeug würde vereinfacht und verbilligt. So rechnet der Erfinder, daß ein Auto, das 200 000 Mark kostet, nunmehr nur noch den zehnten Teil kosten würde, und daß zum Betrieb statt für 200 Mark Benzin nur noch für eine Mark nötig wäre.

Wer's nicht glaubt, dem ist nicht zu helfen! Zwar, schon wäre es schon, aber was hat man von der Schönheit? Oder sollte die ganze Erfindung auf die zurzeit herrschende Hundstagshitze zurückzuführen sein?

Literatur.

Geschlechtsleben und Geschlechtsleiden. Von Prof. Dr. Erhard-Niede, Direktor der Universitätsklinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Göttingen. Mit zwei Kunsttafeln. Verlag von Ernst Heinrich Moritz (Inh. Frau Mittelbach), Stuttgart.

Ein Gelehrter von bestem Können und Wissen, der zugleich ein Menschenfreund von seltener Güte des Herzens ist, behandelt in diesem Buche eins der wichtigsten Probleme unserer Tage. Die Gefahren der Geschlechtskrankheiten werden fast allgemein unterschätzt; daß sie am Marke unseres Volkes zehren, ist aber eine unbeherrschbare Tatsache. Ein prächtiges Mittel, hiezu erganzungsfähig, ist das vorliegende Buch. Es gibt keine Widerstände, die das Leben hindern, die das Werk aus dem Bewußtsein der Studenten, der Lebensgenossen, der Diener usw. zu sie hinein zu verweilen sind die medizinischen Erörterungen über die furchtbare Gefahr der Menschheit, die Geschlechtskrankheiten. Niemand wird sich dem tiefen Eindruck, den das Buch hinterläßt, entziehen können. Die Sprache der Darstellung ist edel, klar und durchsichtig und dabei allgemeinverständlich, so daß seiner Verbreitung in der weitesten und breitesten Kreise nicht im Wege steht. Besonders auch der reifen Jugend sollte das Buch in die Hand gegeben werden. Auf zwei Kunsttafeln sind klare Bilder der Erreger der Geschlechtskrankheiten wiedergegeben.

Die sieben erschienenen Nr. 18 des „Zimplicissimus“ enthält u. a. folgende Zeichnungen: „Aus der Hoch-Persepolis“ von Wilhelm Schulz, „Waldbärchen“ von Th. Th. Heine, „Polens Heldenjöhne“ von E. Schilling, „Die Schatzenkette“ von R. Grieb, „Jenneffe dore“ von M. Schwarzer.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Dr. Ulrichstr. 23. Fernr. 4520.



war ein Fragen ohne Ende und war eine unfähige Ver-
weigerung.

Es stand kein Gewitter am Himmel, aber in Pregelings-
hof hatte es dennoch eingeschlagen.

Als Will abgedehnt war, hatte Tante Ze sich mit Anita
telefonisch verständigt.

„Ach,“ rief sie in die Schallmembran, „der Will ist
weg und ich bin alleine. Kommst du nicht ein bißchen her-
über?“

„Aber gern, Tantechen!“

„Nämlich: die Kasuffen hat Plinzen gebadet. Das
machen wir immer, wenn Will mal nicht zu Hause ist. Der
ist sie nicht gern. Kennst du Plinzen?“

„Ja — ich glaube. Das ist eine gerährte Geschichte von
Etern und Mehl, und dann kommt Eingemachtes hinein —“

„O Gott bewahre. Unsere märkischen Plinzen sind anders.
Die werden aus rohen Kartoffeln fabriziert und mit Butter
besjimmert und mit Zucker bestreut. Will behauptet zwar,
geschmorte Stiefelstößen müßten ähnlich schmecken, aber das
ist natürlich Unsinn. Will, erinnern sie immer an meine
Kinderzeit. Die Kasuffen bäckt sie ausgezeichnet. Komm
nur herüber!“

„Ich bin schon dabei,“ rief Anita zurück. —

Im vorderen Part gab es eine unmoderne alte Laube
aus Zelängerleisler, einem unbedingten Gemir von
Kanten, deren rotgelbe Blütenkörbe sich zu Hausen anein-
ander scharten und große Büschels bildeten. Das war in
warmen Tagen ein Wohlwollendes der Tante Ze; hierher
zog sie sich mit ihrer Strickerin zurück oder zuweilen auch
mit einem Roman aus ihrer Mädchenseit, den man heute gar
nicht mehr las, mit „Jakob van der Nees“ von der Poalzo
oder Ernst Wagners „Hesenden Waldern“. Es herrschte immer
eine angenehme grüne Dämmerung in der Laube, die
beruhigend auf das Gemüt wirkte, und die Blüten dufteten
wundervoll, und die Stille ringsum war ganz köstlich.

Hierher führte Tante Ze Anita, und die Kasuffen hatte
auch schon den Tisch gedeckt. Es stand die Kaffeekanne genau
in der Mitte (denn die berühmten Plinzen verlangten als Zu-
behör unbedingt Kaffe), und es sah alles sehr hübsch aus,
und auf einem Teller lodten bereits die in der Pfanne ge-
badenen Scherben, die etwas Vollmondähnliches hatten, wäh-
rend aber dem Streuzucker daneben drei Zitronen freilagen.

Tante Ze machte die Wirtin, und da sie eine Art Reform-
leid trug und einen Pompadour mit ihrer Stickerin an der
Seite hatte, so fühlte sich Anita ungefähr in die Zeit von 1828
versetzt und betrachtete die Plinzen vor sich wie ein geheimnis-
volles Symbol der Romantik.

Aber sie tat ihnen Ehre an, denn sie schmecken trefflich,
obwohl sie etwas fester Natur waren und den Magen
füllten. Während der Mahlzeit schlug Tante Ze wieder ihr
Lieblingschema an. Sie hatte Ophelie lange nicht gesehen;
die Stiefelstößen unter den Birnen waren schon seltener ge-
worden, seitdem die Strauße auf den Bergen umhertrampelten,
und unmöglich, seit dort auch die Personen untergebracht
worden waren. Aber im allgemeinen hatte Anita sie doch über
das Projekt Will-Ophelie auf dem laufenden erhalten — ohne
sie in Eingeweihten einzuweisen: das wünschte Ophelie nicht.

„Ich hätte jetzt manchmal meine Zukunftspläne,“ sagte
sie. „Das Stiefel ist endgültig ausgegeben. Da ist jetzt eine
Kosine von mir, eine Gräfin Doris Kemmerich, Oberin ge-
worden, und das ist ein alter Drache. Mit her hab' ich mich
nicht vertragen. Ich bin ja auch eine alte Jungfer, aber so was
wie die — Ah, was soll ich dir sagen, es ist weiß Gott
wahr, sie hat dem alten Neptun, der auf dem Schloßhofs von
Neuhorn steht — er ist schon verwittert — dem hat sie eine
blecherne Badefoße angeschlossen. Da hört doch die Welt-
geschichte auf. Also — mit Ophelie Neuhorn bin ich fertig.
Aber wenn aus Will und Ophelie wirklich noch mal was
wird, da rüch' ich mich hier in Pregelingshof ein bißchen be-
gütlicher ein. Ich komme jetzt in die Jahre, wo ich der Ruhe
bedarf.“

„Tantechen, das glaub' ich nicht. Du hast Will's Koffel-
schiff und seine Arbeitskraft. Du wirst immer zu tun haben.
Aus Ausgehänge gehört du nicht.“

„Na natürlich, so ganz faul werde ich wohl nicht werden

können. Das geht mir gegen den Strich. Aber wenn der
Will auch nach Ober-Gittersdorf zieht, seine Viehgeschäfte
wird ja doch wohl hier bleiben, und es werden immer genug
Leute zu beaufsichtigen sein. Gott, Achsen, wir sprechen
schon so, als ob die Heirat der beiden in naher Aussicht stände,
und vielleicht bringt gerade der heutige Tag einen neuen Anlauf.
Es ist ein wahres Glück, daß der Stiefel ein ruhiger und ver-
ständiger Mann ist. Ich wollte, wir wären erst aus allen
Schwierigkeiten heraus. Brotkuchen antwortete auch nicht.“

„Ich habe seit vier Tagen keinen Brief von ihm be-
kommen,“ sagte Anita. „Das benrührt mich ein wenig.
Sonst ist er so pünktlich im Schreiben. Hoffentlich — aber
nein —“

„Was? Glaubst du, daß er sich etwa . . . Mein liebes
Herz, Leute, die sich aus reinem Liebeskummer abmürken,
die sind zu zählen. Namentlich in unsern Kreisen. Passiert
mal so etwas, so sprechen gewöhnlich noch andere Dinge da-
bei mit. Und Brotkuchen ist viel zu sehr Philosoph, um im
Gram unterzugehen. Er schöpnhauert sich schon wieder
raus, sagt Will. Der Schmerz wird sitzen, das ist gewiß.
Aber Unmut treibt der damit nicht. Denn bei aller seiner
Pedanterie steht doch Größe in dem Mann.“

„Ja, Tante Ze, das ist wahr. Er ist ein klassischer Roman-
tiker pur sang, und daß sein Auge gerade auf mich fiel statt
auf eine seiner Gefährtinnen, ist doch auch nur ein Beweis da-
für, daß er sich aller Einwirkung von außen überlegen fühlt
und da sucht, wozu ihn ein Reiz der Stimmung zieht. Denn
— ich will ihm nicht wehe tun, aber ich glaube sicher, daß
seine Liebe zu mir ist nur Stimmung. Es ist ein Schien
nach dem Abfalten — verstehtst du? . . . Aber ich verkenne
ihn nicht. Ich sehe sehr wohl das Große in ihm, von dem du
sprachst. Und das ist auch auf mich nicht ohne Einfluß ge-
blieben, wenn er auch nur ein Indirekter war. Ich schreite
nach einer Freiheit, und dadurch, daß er mich an sich binden
wollte, lehrte er mich richtig sehen, bis ich erkannte, daß die
gesuchte Freiheit eine Illusion war.“

Anita brach ab, denn sie sah die Kasuffen kommen, die
eine Anzahl Briefe in der Hand trug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Telephonistin.

Von
Hermann Kienz.

(Nachdruck verboten.)

Das Haus einer der großen Amtskammern Berlins. In
jedem Stockwerk ein Gehirv von Gängen, rechts und links
von jedem Gang Zelle an Zelle. In jedem Bureauzimmer ein
Fernsprechapparat.

In der Telephonzentrale zu ebener Erde das eiserne
Gräulein Ida. Eiferfüchtig?

Zimmer 98, drei Treppen: Er!
Unverdächtig! In seinem Reispap steht: „Haare graume-
ner.“ — Witwer. — Hat einen langen Bart.

Die kleine Ida: ein Vierteljahrhundert länger. Mäntel
Mäkel, woffischhaft, das Gesicht eine Gummie; Zuckerte-
Reamiez mit einem Schuß Berliner Känge. Dunkelblauer
Strabelfohr. An die unberührte Geklebe von ganz frank-
reich erinnern auch die wunderlichen Füßchen, soweit Spinn-
weblich; und ausgekittete Schüsseln den Vergleich gestatten;
die Reamier liegt die ihren ohne Hülle leuchten. Ubrigens
fargt die kleine Ida nicht mit dem, was Feindrechtlicher
Natur zurecht gesündigt hat. Trägt schneeweiße, hell
Blüten, durchsichtig wie Edelstein.

Er sollte, ja, er sollte sehen! Aber er war blind. Ging
an ihr vorüber, Tag für Tag, und fleg im Gleichgewicht
seines Gemüts seine drei Treppen empor nach Nummer 98.
Dieser Graumeliere! Gott, alles schon dagewesen: Amor
ist kein Standsbesorger, der die Geburtsregister füllt, kein
bedeutender Richter, der die Parteien nach dem Lebensalter
fragt. So lange die Liebe durchhält, gibt es keinen Alters-
unterschied. Macht ein solcher sich sichtbar, kommt es auf
ihn nicht mehr an. Dann ist eben die Kurventheorie.

Aber seine Kurve wollte überhaupt nicht beginnen, durch-
aus nicht. Oder — der Punkt Ida lag abseits von der
Linie. Unglückliche Liebe also!

Aber warum denn Eiferfüchtig?

Gräulein Ida lag es ob, zwischen den 102 Zimmer-Tele-
phon-Nummern und der armenjeden oder armenjeden
Kühnenwelt die Verbindung herzustellen. Sie war leblich
distret. Daß sie die Gespräche ihrer Nummern nicht be-
höhrte, konnten häufige Gemüts freilich als einen Mangel an
Staatsinteresse deuten. Mit Nummer 98 jedenfalls hielt
sie es anders!

„Hilf du da?“ — kam's von junger weiblicher Seele.
„Grüß Dich, Schatz!“, war die Antwort. „Kommst du
heute zu mir?“

„Ja, aber erst um neun Uhr abends, wies mir den Haus-
schlüssel durchs Fenster herab!“

„Soll geschehen!“ — — — Schluß.

Bersford war Ida. An diesem Tage stellte sie ausnahms-
los falsche Verbindungen her.

Ein brennendes Verlangen war in ihr geweckt worden:
Wer? Sie mußte wissen, wer das war!

Kauernd hoffend, stüchsend wartete Ida vom Tag zu
Tag, von Woche zu Woche, ob sich die verruchte Stimme
wieder melden würde. Und sie hatte endlich Glück. Ob, so-
fort erkannte sie die Klangfarbe des Organs! Durchdrungen,
wie Liebe macht, antwortete die Geniale der Rufelien: „Der
Herr Doktor ist nicht zu Hause. Soll ich etwas bestellen?“

Übermalt hatte Ida Glück. Denn die Stimme piepsie:
„Bitte fagen Sie ihm, er möge 4444 anrufen.“

4444! Nun mußte sie also! . . . Was mußte sie?
Nichts!

Verzweifelt sah die dunkelblonde Ida vor dem biden
Telephon-Apparat. 4444! Norden? Steinplatz? Pfalsburg?
Ober Wilhelm? Moritzplatz? Wilm? Wilm? Ober gar
Bannfede? Potsdam? Köpenick? Zehlendorf?

Sie fand einen Ausweg. Der Heiß nach rief Ida alle
4444 an — von Norden bis Zehlendorf. Bei Pfalsburg fragte
sie: „Ist das gnädige Fräulein zu sprechen?“

Einmal bekam sie den Bescheid: „Hier Köpfschächtere
Müller! Wgen Sie gefälligst ihren Herrn Großvater!“

Ein andermal: „Madame ist unterwegs, fagen Sie ihrem
Stammhalter er soll erst nachmittag erscheinen!“

Überdies infolge der Mißfolge, führte Ida mit der Tür
ins Haus, als die Stimme einer Vierteljahrhundert-
vierer-und-zwanziger ihr verächtlich die Seite drückte.

„Hilfen Sie sich!“ fargte Ida. „Ich weiß, was Sie abends
in der Wandnerfrage getrieben haben!“

Antwort: „Unverschämte Person, Sie sind verrückt!“

— Da hing Ida den Hörer an. — Er bei ihr ein.

Drei Tage später trat — Er bei ihr ein.

„Ich muß mir doch ausbitten,“ sagte er in ruhigen,
aber ernsten Ton, „daß mir telephonische Aufträge drück-
lich bestellt werden! Vor einigen Tagen telephonierte meine
Tochter, Frau Doktor Eigner. Die Sache war wichtig,
und Sie haben mir kein Wort gesagt.“

Ida wurde blutrot.

Den Namen mußte sie jetzt.

Das Fest des Heiligen Reisfeldes.

Von
Marie von Juszen.

Die japanischen Wälder dufteten noch vom Tau der
Juninacht, in der Morgenfröhe eilten meine beiden Nidha-
läufer die Bergstraße hinauf. Bei jeder heilen Schritte lag-
ten sie; mit den Füßgängen, die mit hochgeschürzten Ri-
monos auch zur Fesseler wollten, machten sie ihre Schritte.

Der Bergstrom rauschte, er ist derselbe, in dem die
Pflüger im strosantken Tempelsain von Jie sich waschen,
ehe sie sich dem Heiligum nähern. Zwischen farren, Moos
und Bambusgras rankten sich die weißen japanischen Heden-
rosen mit den glänzenden dunklen Blüten, leuchteten die
großen Willen der betäubend duftenden Garbenia. Ein un-
glaublich übiger Baumwuchs, alles sproste und grünte und
ragte in die Höhe. Der Bach verfloßwand unter den dichten
Reinbühlern, doch drang kein Plätschern durch das Grün.

Auf der Pfahöhe ein Kastanien, die Wirtin mit zahnlös
lachendem Munde wandte mit tiefen Verbeugungen den
Zwei hellgrüne aromatische Flüssigkeit in einwärts, grau-
bunnen, gekauten, vollendet geschmackvollen Trägchen. Vor

mit das abfallende Gelände, das Meer; wo die Ebene
anfängt, würde Jioke liegen.

Füßgänger in Scharen; Männer, Frauen und Kinder.
Die Kleinsten wurden mit zitronengelben oder blaugrünen
Schärpen um den Rücken der Eltern geschnallt. Die kräftigen
braunen Beine der Männer, die roten oder hellrosa oder
hellblauen Unterwürder der Frauen leuchteten von weitem.
Dann kamen die ersten Dorfhäuser. Ein Reispengengebüsch,
ein Jahnraufisgeriebs. Ich trat in den Reispengain; groß-
artige Bäume, ein moercher Reispengain mal seine 800
Jahre alt sein. Im tiefgrünen Spalten lutzten die Men-
schen. Sie traten vor dem einsamen Schintontempel, war-
ten ihre Aufmerksamkeits hin, riefen mit beidmännigen Händen
Nastischen den Gott herbei. In den Wäldern wurden bunte
Bänder, niedliche Spielzeugen, Schätzkeiten ausgedost, eine
Trommel lodte zum Besch einer geschämten Schlang. Sie
war lang, hellgrau und ringelte sich um den Arm der
kleinen Männe.

In jedem Haus wurde geessen und getrunken, es wer-
den wohl an 2000 Menschen dort gewesen sein, darunter nur
fünf Europäer. Das Fest wird in keinem Reispengain,
in seiner mit bekannten Reispengengattung erwähdnt, nur
wenige Ausländer kommen im Sommer nach Jie. Die
Japaner tragen mit verführerischen Ausnahmen ihre ge-
fällige Kleidung, nur gelegentlich führen europäische Hüte
und Schirme das Bild. Der Hotelwirt aus Yamada führte
uns fünf Europäer eine steile Holzstiege heraus, dort
sahen wir aber den vor uns hockenden Japanern auf das
Heilige Feld.

Als Reisfeld stand es unter Wasser, und in tiefem Wasser
lagen und hockten und wählten sich ein halbes Duzend
junger Männer, nach bis auf ein kleines Tuch um die
Lenden, wie um die Stirn. Sie neigten einwärts, brüllten
sich und bewarfen sich mit bew Kraft und Gesundheit ver-
leihen, heiligen Schlämm. Es war aberarrangiert, fast
gestotert, aber die kräftigen, geschnittenen, sonnenbeschei-
nen Gestalten gaben prächtige Anlang, eine interessante foto-
graphische Note.

Dann näherte sich Trommelklang und schrilles Pfeifen,
durch die angelegte Menschenmasse wurde dem Festtag
Raum geschaffen. Er betrat den das Heilige Feld durchge-
henden Damm; erst eine Gruppe junger Männer in torn-
blauen und weiß geblümten Röden mit dem lodesen
blühenden, spitzaufenden Strohhut. Ihnen folgten die sechs
Ehrenjungfrauen, die Priesterinnen des Festes. Dieselben
hüfte, lange weiße Gewänder mit dunkelgrünemmernden Jell-
renza und Wurzeln, mit maßgrünen Schärpen. Darauf die
Musiker, ihre weißen Gewänder haben den alten Schnitt
der Schindler, sie tragen deren kleine schwarze Kappen.
Wundervoll wirkten die Blumenhaften Farben, der Pfeifer
in fieberlila, die Trommler je in pfirsichrosa und apfelgrün,
die Gruppe der Priester in blauen Tönen.

In dieser lichten, aber brennenden Farbenpracht schrit-
ten sie zu zweien zu den Klängen der Musik über den
Damm, umfanden die Bombusflänge. Darauf schritten die
blaugescheiterten jungen Männer sorgsam die weißen Ge-
wänder der Mädchen, reichten ihnen die Hände und flegten
in das weisse Feld, langsam, feierlich das abgesteckte Maß
saatbet unschreitend. Untergetratete Schöne und Wöhler
des Dorfes; seit gewiß einem Jahrtausend haben ihre Vor-
fahren es an diesem Sonntag so gehalten, noch Lange werden
ihre Kindesdienst gleichfalls zu den alten aufregenden Klän-
gen, in hellfarbigen Festkleidern, angehts der zugeströmten
Wenge die heilige Saat unschreitend.

„Vor zweltausend Jahren,“ so sagte man mir, „logen
zwei weiße Störche hierher aus fernem Land. Sie ließen
Reisfrüchte auf dieses Feld fallen, die Adner gingen auf
dies Feld geschick.“ Nun wurde von den „Mäuen“ die Bam-
busflänge gekostet. Die zur Seite getretenen nackten Män-
ner drängten sich an die eine Steller; denn noch Eben
muß die Stange mit dem Röhlerdrachen, nach allem her-
kommen fallen. Jeder hoffte ein Stück des mit Symbolen
bemalten Tragens zu erlangen. Die Stange fiel, ein Wil-
des und doch gutmütiges Geräusch — sachtst malerisch
wirkten die in der Anrengung schwellenden Muskeln, die
verkürzten Glieder. Mit Fegen gah die Sieger davon.
Die Mäuen verteilten mit der Weidigkeit gekelterter Ar-
beiter die grünen Reisbüschel, ein in Orangeblei und Dunkel-
rot gefeibetes Mädchen wurde mit ihrer Trommel in einen
Nachen gehoben, ihm zur Seite ging der Waler. Vor dem
Nachen stellten sich zwei abstrichrige schlanke, in Dunkelblau
und Lauchrosa gefeibete Kraben auf, zur Seite Pfeifer
und Priester. Das kleine Mädchen erhob die Armgän

